

KRIMIZEIT XXIV !



Anne Kuhlmeier: *Es gibt keine Toten*. KBV 2014 • 301 Seiten • 9,50
• 978-3-95441-160-3 ★★

Für die Polizistin Marlene läuft es im Moment alles andere als gut: Ihre Beziehung zu Gregor endet im Streit, sie wird in eine neue Dienststelle versetzt und dort vor allem von den männlichen Kollegen schon am ersten Tag angefeindet und belästigt. Nachdem sie ihren Kummer abends in einer Kneipe ertränkt, fährt sie auch noch einen Fußgänger an! Zum Glück ist Daniel da, der charmante junge Mann, den sie in der Kneipe getroffen hat und der ihr hilft, den Unfall zu vertuschen. Er arbeitet für eine Sicherheitsfirma und noch ehe Marlene darüber nachgedacht hat, hat sie ihren Job bei der Polizei gekündigt und folgt Daniel nach Leipzig, um in seiner Firma anzufangen.

Doch auch in Leipzig kann Marlene nicht abschalten: In der Silvesternacht wird am Völkerschlachtdenkmal eine Bombe gezündet. Marlene und Daniel sind nur wenige Meter entfernt, sehen die Verletzten und die Toten. Zur gleichen Zeit detoniert ein Sprengsatz in einem jüdischen Gemeindehaus. Während die einen Islamisten verdächtigen, beschuldigt Daniel die Neonazis, die in Leipzig immer wieder für Unruhe sorgen. Da die Mühlen des Staates für ihn zu langsam mahlen, will er die Dinge selbst in die Hand nehmen – wenn nötig mit Gewalt.

Marlene ist eine Figur, zu der ich nur schwer eine Beziehung aufbauen konnte. Sie handelt sehr impulsiv und oft auch aggressiv, setzt sich mit ihren Problemen nicht auseinander, sondern gibt pauschal den anderen die Schuld und flieht, wenn es ihr zu viel wird. Sexuelle Belästigung und Mobbing am Arbeitsplatz nimmt sie einfach hin und kündigt ihren Job aus heiterem Himmel ohne darüber nachgedacht zu haben. Als Kriminalbeamtin geht sie sehr naiv an die neue Beziehung mit Daniel heran, folgt ihm nach wenigen Stunden quer durch Deutschland und wird auch nur bedingt misstrauisch, als sie in seiner Wohnung falsche Pässe, eine Waffe und sogar Drogen findet. Es dauert nicht lange, bis sie erfährt, dass Daniel auch Gewalt einsetzt, um Rechtsextremisten und Rassisten zu stoppen, doch ihre Gewissensbisse halten sich in Grenzen, obwohl sie weiß, dass sie ihn eigentlich anzeigen müsste. Auch Daniel überrascht mit seinem Vertrauen in Marlene; als er sie kennen lernt, ist sie noch Polizistin und ihre Kündigung hätte genauso eine Tarnung sein können, um ihm und seinen kriminellen Aktivitäten auf die Schliche zu kommen.

Die Kapiteleinteilung ist zuweilen sehr kleinschrittig (insgesamt sind es 79 Kapitel), neben Marlene und Daniel wird abwechselnd auch von der 15-jährigen Lara berichtet, die die Geliebte eines ermordeten Veteranen war, über Marlenes Ex-Freund Gregor und über den Neonazi Max, dessen Wege sich mit denen Laras kreuzen. Manche Kapitel sind dabei nur wenige Zeilen lang und lesen sich wie Momentaufnahmen, z.B. das zwölfte Kapitel:

Gregor saß im Sessel und sah Bilder vorüberflimmern. Talkshow. Zapp. Feuerzangenbowle. Zapp. Jahresendgeblubber. Zapp. Eine Flasche Whiskey stand auf dem Tisch. Er schlief ein.

Die Sprache des Romans ist manchmal sehr vulgär, vor allem wenn es um Sex geht, den in diesem Roman ständig jemand hat: Männer mit Mädchen, Männer mit Frauen, Frauen mit Frauen... Beinahe jede Konstellation wird durchgespielt und mit deutlichen, oft harten Worten genau beschrieben. Diese Sprache passt jedoch zu den Figuren und ihrer Art zu denken, häufig werden diese Szenen in personaler Erzählweise wiedergegeben.

Als Krimi kann *Es gibt keine Toten* nur bedingt überzeugen. Am Ende klärt sich zwar einiges auf, aber es bleiben ebenso viele Fragen. Der Mord an einem Veteranen, mit dem der Roman beginnt, rückt immer stärker in Vergessenheit, obwohl sich zwischenzeitlich Zeugen finden und Gregor in diesem Fall ermittelt. Man erfährt schließlich, wer ihn umgebracht hat, die Motive dafür bleiben jedoch im Dunkeln, so dass der Eindruck entsteht, als sei dieser Mord eher nebensächlich und habe mit der eigentlichen Handlung nur wenig zu tun.

Insgesamt bietet der Roman einiges Lesevergnügen und macht zumindest auf die Problematik des wachsenden Rechtsextremismus aufmerksam, obwohl die Methoden, die hier gewählt werden, um ihn zu bekämpfen, kaum besser sind als die Handlungen der Neonazis. (Ruth van Nahl)



Sina Beerwald: *Mordsmöwen*. €mons 2013 • 208 Seiten • 9,90 •
978-3-95451-135-8 ★★★★★

Es gibt Hunde, (jede Menge) Katzen und Schafe als Detektive, ja ich kenne sogar einen Wanzen-Krimi, warum also sollten nicht auch Möwen in der Lage sein, einen Kriminalfall zu lösen? Zumal sie in den Fall verwickelt sind und beschuldigt werden, für den (angeblichen) Selbstmord „ihres Dealers“, des Crêpebuden-Besitzers Knut, mit verantwortlich zu sein. Diese Möwenbande hat sich nämlich darauf spezialisiert, den Käufern diese Crêpes – die besten von ganz Sylt – abzujagen. Ob das geschäftsschädigend ist oder sogar den Umsatz steigert, darüber lässt sich freilich streiten.

Die Möwenbande um den schon recht angejahrten und nicht mehr ganz sehtauglichen „Scheff“ mit dem schönen und langen Namen Baron Silver de Luft, besteht aus 9 Möwen, bzw. 8 Möwen und einer Möwin. Der Ich-Erzähler heißt „Ahoi“ und ist verliebt in die Möwin Suzette, die ihm aber den reichsten Möwerich von Sylt vorzieht. Außerdem hat Ahoi eine traurige Vorgeschichte, die der des Ermordeten erstaunlich ähnlich ist. Es geht also sehr menschlich zu und alle 9 Möwen sind Individualisten, echte Typen und höchst unterschiedlich. Einer hat studiert an der „Unität“ und kann lesen, einer ist Alkoholiker, ein allein erziehender Vater mit seinem Jungspund, der natürlich einen frechen Schnabel hat, ist auch dabei. Ehrlich gesagt, haben mich die Möwen, die Gruppendynamik in der Möwenbande und alles was damit zusammenhängt, mehr interessiert und amüsiert als der Mordfall. Abgesehen davon, dass ein Mordfall nie besonders amüsiert ist.

Es fängt damit an, dass alle Mitglieder der Möwenbande ihre angestammten Plätze in Hörnum einnehmen – in dem eingespielten Team hat jeder seine spezielle Aufgabe – und darauf warten, dass die Crêpebude öffnet. An diesem Morgen warten sie vergeblich. Natürlich wissen sie wo ihr Dealer wohnt und dorthin fliegen sie, um Krawall zu machen und ihn zu wecken. Aber sie finden ihn in seiner Wohnung nicht vor, stattdessen aber einen Abschiedsbrief, der ihnen gleich merkwürdig vorkommt. Schließlich hatte Knut den Crêpeteig schon vorbereitet. Macht man sowas, wenn man sich von dieser Welt verabschieden will? Und würde er ihnen wirklich vorwerfen, sie hätten ihn ruiniert?

Die Möwen halten von nun an die Augen offen und bilden eine „Schoko-Crêpe“, also das Schonderkommando Crêpe, und es gelingt ihnen tatsächlich, den Fall zu lösen und auch der Polizei entsprechende Hinweise zu geben. Das ist alles turbulent und witzig erzählt; vor meinem geistigen Auge hat sich regelrecht ein Trickfilm abgespielt. Ein Film, den ich mir sofort ansehen würde! Eine Möwe mit einer angerosteten und verbeulten Thunfischdose auf dem Kopf, eine mit einem Handy unterm Flügel, wieder eine andere Zeitung lesend. Als Ambiente die schöne Insel Sylt mit sämtlichen Orten und viel Lokalkolorit, rasante Flüge und Stürze, schräge Dialoge.

Ein echter, raffiniert komponierter Krimi ist das nicht, die tierischen und menschlichen Vergleiche sind auch trotz der kleinen Seitenhiebe auf das typische Syltpublikum nicht tiefeschürfend, aber das ist einfach nette Unterhaltung, an der eigentlich auch schon größere Kinder ihren Spaß haben können. Nicht nur für Sylt-Liebhaber, aber für die ist es fast ein Muss. Und die Möwen auf Sylt erfahren endlich eine Aufwertung. Vielleicht gibt ihnen nun mancher freiwillig von seiner Crêpe was ab! (Jutta Seehäfer)



Arthur Escroyne: Der Killer im Lorbeer. a.d. Englischen von Rudolf Katzer. Pendo 2013 • 302 Seiten • 14,90 • 978-3-86612-351-9

★★★★★

Der Killer sitzt im Lorbeer-Topiari. Und er ist nicht allein. Gleich zu Hunderttausenden ist die Gefahr über die kunstvoll geschnittenen Hecken des alten Gartens von Lord Escroyne hereingebrochen: ein widerlicher Schädling, eine Laus, die sich rasend schnell vermehrt, hat sich dort breitgemacht. Ein Drittel des Lorbeers ist schon zerstört, und Schlimmeres ist zu befürchten. „Mein

Garten wurde zu einer Zeit angelegt, als König William III. gegen die Jakobiten in Schottland kämpfte. Mein Garten überlebte die große Kriege, mehrere Heuschreckenplagen sowie die Kartoffelfäule 1846.“ Nun aber sieht es schlecht aus für die grüne Pracht, und Lord Escroyne ist bis ins Innerste getroffen, denn der Garten „ist mein Körper, meine Gedanke und Träume, in ihm laufen meine Nervenbahnen, fließt mein Blut.“

Sein Garten und seine Verlobte Rosy – das sind die zwei großen Lieben im Leben des Harold Philipp Arthur Escroyne, 36. Lord of Sutherly. Zu dem Garten gehört Sutherly Castle, ein halbverfallendes Schloss, das nur über 106 wenig gastfreundliche Stufen zu erreichen ist, und in dem beide, Arthur und Rosy, noch drei Zimmer bewohnen können (die Escroynes sind verarmter Adel). Und



zu Rosy gehört ihr Beruf. „Rosy ist die Schwertlilie meines Lebens. Die scharf gezähnten Blütenblätter lassen auf ihren brillanten Verstand schließen. Blauviolett wie die Lilie sind Rosemarys Augen. Ihr Blick dringt tief und sieht vieles, was im Verborgenen liegt. Sie ist die stolzeste Blume in meinem Garten.“

Rosemary Daybell ist Detective Inspector der Polizei im beschaulichen Trench-upon-Water. Hier in der Grafschaft Gloucestershire geht es ansonsten eher ruhig zu; und als eine junge Frau erschlagen aufgefunden wird, und das ausgerechnet im Buchsbaumlabyrinth, einem beliebten Treffpunkt für verliebte Paare, ist das mehr als ungewöhnlich. Umso mehr, als noch weitere Verbrechen folgen...

Der im besten Sinne gemütliche Kriminalroman „Der Killer im Lorbeer“ wird aus der Sicht Arthur Escroynes erzählt: entweder in der Ich-Form, wenn er selbst anwesend ist, oder als fiktiver Beobachter der Szenen, die ohne ihn spielen. Dass dabei im Präsens erzählt wird, ist am Anfang etwas gewöhnungsbedürftig, sorgt aber dafür, dass man sich beim Lesen der diversen Rückblenden zeitlich immer gut zurechtfindet. Überhaupt fällt auf, dass der Autor offensichtlich selbst ein guter Beobachter ist, und dass er fein und geschickt formulieren kann. Dabei bleibt der eigentliche Kriminalfall ein wenig hinter den persönlichen Geschichten der Protagonisten zurück, was aber nicht stört. Denn wer zu einem Buch greift, das (wie es dem Verlag mit der Gestaltung des Einbandes im Vintage-Stil gut gelungen ist) schon äußerlich deutlich macht, dass es hier eher um das schöne Ambiente des Verbrechens geht, der wird nichts anderes erwarten. Im Gegenteil: Die Personen brauchen in diesem ersten Band mit ihren Vorgeschichten auch Raum, ähnlich wie in einem Pilotfilm zu einer Serie, in dem auch erst einmal alles erklärt und jede Figur mit etwas persönlichem Hintergrund ausgestattet wird.

Arthur Escroyne, der den Kampf gegen den Lorbeer-Killer aufnimmt und auch sonst nützliche Zuarbeiten übernehmen kann, und Rosemary Daybell, die auf der Suche nach ihrem Labyrinth-Mörder ist, sind ein liebenswertes Gespann, die jeder für sich, aber auch gemeinsam ihre jeweiligen Übeltäter zur Strecke bringen.

Laut Information des Verlags beschreibt der Autor Arthur Escroyne hier übrigens seine eigene Lebenssituation. Er lebe ebenfalls in einem Schloss, das vom Verfall bedroht sei, er sei passionierter Hobbygärtner und bekannt für seine Nacktstängel-Schwertlilienzucht, außerdem arbeite er (wie seine Romanfigur) als Werbegrafiker für einen bekannten englischen Shortbread-Hersteller und sei mit einer Polizistin liiert. Es steht aber zu vermuten, dass Arthur Escroyne, der 36. Lord of Sutherly, und der als Übersetzer angegebene Rudolf Katzer in einem ähnlichen Verhältnis zueinander stehen wie Hildegunst von Mythenmetz und sein „Übersetzer“ Walter Moers. Aber ob nun wirklich ein englischer Adliger diesen erfreulichen Roman geschrieben hat oder etwa doch ein Landschaftsarchitekt aus Oberbayern, diese Frage ist am Ende irrelevant. Denn man möchte gern die schöne, sehr britische Liebesgeschichte von Lord Escroyne und seiner Rosy glauben und sich daran freuen – und hoffen, dass es zukünftig noch mehr von ihnen beiden zu lesen gibt. Ein zweiter Band („Aufschrei in Ascot“) ist bereits in der gleichen ansprechenden Aufmachung bei Pendo erschienen. Und es dürften gern noch weitere folgen.

Well done, Lord Escroyne! (Kärrnen Seehäfer)



**Krischan Koch: Mordseekrabben. dtv 2014 • 269 Seiten • 9,95 •
978-3-423-21515-2 ★★**

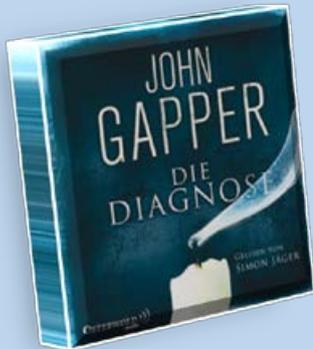
Regionalkrimis sind absolut in, erst recht wenn die Region auch noch eine beliebte Ferieninsel ist! In diesem Falle ist es Amrum, eine nordfriesische Insel in der Nachbarschaft von Sylt, der sie – in der Realität, habe ich mir sagen lassen und auch im Buch – zwar nicht gerade den Rang ablaufen lassen möchte, ihr doch aber gefährlich nahefeiert, was Schickimickigehebe betrifft. Direkt gegenüber von Amrum liegt das (fiktive) Fredenbüll, und der Fredenbüller Dorfpolizist ist Thies Detlefsen, der nun Urlaub hat und es dennoch nicht weiter schafft als bis nach Amrum.

Seine Frau und seine Zwillingmädchen sind schon da und haben als erstes in der Wellnesspension eine Leiche im Doppelbett gefunden. So richtig glauben kann Thies das allerdings nicht, denn als er eintrifft, ist die Leiche längst verschwunden. Als aber eine zweite Leiche auftaucht, ist das sehr real und Thies, dem es in seinem Fredensbüll ohnehin viel zu ruhig – sprich langweilig – ist, zieht seine Polizeijacke wieder an und erinnert sich an die Befragungstaktiken, die er in der Polizeischule gelernt hat. Bald mit von der Partie ist seine Kollegin von der Mord 2 (zwo!) aus Kiel, die im Gegensatz zu ihm tatsächlich zuständig ist, aber nichts dagegen hat, nochmal mit Thies (nach [Rote Grütze mit Schuss](#) ist dies der zweite Fall) zusammen zu arbeiten, auch wenn sie ihn manchmal streng anguckt und zurückpfeift. Wer allerdings was dagegen hat, ist Thies' Frau Heike, der gefällt die ganze Richtung nicht.

Es gibt noch mehr Tote und es trifft nach und nach die Immobilienrunde, die sich regelmäßig am Stammtisch trifft und die für Amrum große Pläne hat, wie z.B. einen richtigen Golfplatz. Aber ist da wirklich ein Serienkiller am Werke? Hat die Mafia etwa ihre Hände im Spiel? Immerhin hat ein Italiener aus Palermo seinen Wirkungskreis auf die Pizzeria auf Amrum ausgeweitet. Dann ist da noch der Vogelwart, der seit 30 Jahren in der Einsamkeit residiert und ein Faktotum, das den Reichen den Rasen mäht und als Hilfskoch fungiert. Oder haben etwa die Möchtegern-Schamanen, die von morgens bis abends halbnackt trommeln, etwas damit zu tun?

Es kommt also reichlich Personal vor, einige Originale, andere sind eher Klischees, bzw. die Originale sind es eigentlich auch. Gruselig ist der Krimi nicht, auch wenn die Parallelen in den Hitchcock-Krimis, die gerade im Inselkino laufen, manchmal etwas verblüffend sind. Aber leider ist er auch nur mäßig spannend – kein Problem, den Krimi aus der Hand zu legen, um mal eben ein Krabbenbrötchen zu sich zu nehmen. So lustig wie das alles klingt und das Titelbild aussieht, ist der Krimi leider auch nicht und vor allem nicht sehr atmosphärisch und macht wenig Lust auf die trotzdem immer noch schöne Insel.

Es ist zwar schon lange her, dass ich auf Amrum war und seitdem hat sich sicherlich vieles verändert, aber der Urlauber, der in Norddorf oder Wittdün im Strandkorb oder in Nebel im Café sitzt und dieses Buch liest, hat wenig Handhabe, mit dem Buch in der Hand die Tatorte aufzusuchen. Da bleibt dann fast nur die Vogelstation; der Vogelwart wird sich bedanken... So stammt das zweifelhafte Lob auf dem Klappentext „Is mal was anderes!“ auch nur von einer Figur aus dem Roman selbst. (Jutta Seehäfer)



John Gapper: Die Diagnose. a.d. Englischen von Elvira Willems, gelesen von Simon Jäger. Osterwold audio 2014 · 6 CD (450 min.) · 14,99 · 978-3-86952-180-0 ★★★★★

Dr. Ben Cawper weiß nicht viel über den Mann, der an einem Freitagabend in die psychiatrische Notaufnahme gebracht wird. Nur sein Name löst in Ben sofort eine Reaktion aus: Harry Shapiro – der gleiche Shapiro, der dem Krankenhaus, in dem Ben arbeitet, über 30 Millionen Dollar gespendet hat. Shapiros Frau fand ihren Mann am Nachmittag in seinem Arbeitszimmer – auf dem Tisch vor ihm lag eine Pistole. Ben hält es für das Beste, den berühmten Patienten einzuweisen. Harry war ein großes Tier an der Wall Street, traf falsche Entscheidungen und verlor schließlich das Vertrauen seiner Bank und seinen Job als Vorstandsvorsitzender.

Dass Harry selbst versichert, es gehe ihm gut und er könne problemlos nach Hause entlassen werden, ist für Ben nichts Neues, das sagen viele Patienten, die sich nicht eingestehen wollen, dass sie an Depressionen leiden und eventuell suizidgefährdet sind. Auf Ben lastet jedoch ein anderer, noch größerer Druck: Man macht ihm von höchster Stelle klar, dass Shapiro seine weitere Laufbahn und den guten Ruf des Krankenhauses innerhalb kürzester Zeit zerstören könnte. Jeder rät Ben, Harry zu entlassen, und so gibt es dem Drängen schließlich nach. Shapiro bedankt sich mit Annehmlichkeiten, z.B. einem Privatjet, der Ben aus den USA zu seinem kranken Vater nach London und zurück bringt, und lädt Ben auch auf seinen Landsitz ein, wo er ihm erzählt, wie der Zusammenbruch der Wall Street sein Leben verändert hat. Ben fühlte sich nicht gut dabei, sagt aber nichts. Wenig später fallen tödliche Schüsse in Shapiros Strandhaus und Ben wird zur Rechenschaft gezogen...

Ben Cawper ist eine Figur, die beim Leser bzw. Hörer schnell Sympathie erweckt. Er ist ein offener und freundlicher Mann, aber er ist auch auf eine Karriere aus und weiß, wie schnell man ihm den Aufstieg verwehren kann, wenn er Entscheidungen trifft, die der Chefetage nicht genehm sind. Zu spät erkennt er, dass man ihn ausgenutzt hat und ihm aus der Diagnose, die er über Harry Shapiro erstellt hat, ein Strick gedreht werden soll. Er hat wichtige Punkte übersehen und doch nur so gehandelt, wie alle es von ihm erwartet haben. Jetzt suspendiert ihn das Krankenhaus wegen eines angeblichen Behandlungsfehlers und Ben muss sich auf ein Gerichtsverfahren gefasst machen, das ihn seine Zulassung kosten kann.

Die Diagnose ist ein Thriller, der den Leser fesselt – obwohl der Autor auf übertriebene action verzichtet und Spannung in erster Linie aus dem Verhältnis der Figuren zueinander entsteht. Sowohl Ben als auch der Leser können sich nie sicher sein, wer es ehrlich meint oder wer Hilfe verspricht, sie im entscheidenden Moment aber trotzdem verweigert. Die Situation, in der Ben sich wiederfindet, ist nicht unrealistisch, sondern man kann sich gut vorstellen, dass es ähnliche Geschehnisse gegeben hat und immer noch gibt: Er wird zum Spielball zwischen höheren Mächten.

Obwohl mich weder die Wall Street, noch das Leben eines Bankers bisher sonderlich interessiert haben, gelingt es dem Autor, diese Themen fesselnd darzustellen, so dass man mit einem Mal wissen möchte, was genau beim Börsencrash geschah, wie die einzelnen Banken und Institutionen zueinander standen, wem die Verantwortung aufgelastet wurde, wer Opfer bringen musste oder daraus wohlmöglich profitierte. Das Ende des Romans überrascht und ist spannend geschrieben, hier endet einiges ganz anders als man es sich zu Beginn gedacht hat und dennoch laufen alle Fäden der Handlung wieder zusammen und offene Fragen werden geklärt, so dass sich ein stimmiges Bild ergibt. Auch Bens Handeln kann gut nachvollzogen werden, nachdem er so lange zwischen den Fronten gestanden hat.

Simon Jäger liest die Geschichte professionell und mit Gespür für die Figuren, das die jeweilige Stimmung der Beteiligten sehr gut einfängt. Er ist bekannt als deutsche Stimme von Josh Hartnett, Jet Li und früher auch Matt Damon und man merkt sofort, dass er sein Handwerk versteht. Ben Cawper tritt als Ich-Erzähler auf und schon nach kurzer Zeit hat man das Gefühl, als säße er neben einem und würde von seinen Erlebnissen berichten.

Die Diagnose hat mich überrascht – im mehr als positiven Sinn! (Ruth van Nahl)



Marlies Ferber: Mord in Hangzhou. Ein neuer Fall für Agent 0070. drv 2014 · 309 Seiten · 9,95 · 978-3-423-21522-0 ★★★★★

James Bond kenne ich nur vom Hörensagen, von dem Zitat „geschüttelt oder gerührt“ und von Filmplakaten, an die mich auch das Buchcover von dem neuen und damit dritten Fall des Agenten 0070 erinnert. Der heißt sicher nicht ganz zufällig auch James, aber außer dem Vornamen und der Nummer habe ich keine weiteren Parallelen gefunden und ich gehe davon aus, dass mir manche Anspielung, mancher Witz aus Unkenntnis der Filme entgangen ist. Trotzdem habe ich mich gut unterhalten gefühlt.

0070 steht übrigens auch für sein Alter, denn „unser“ James ist bereits 70 und eigentlich längst nicht mehr im Dienst. Auch seine Freundin Sheila, langjährige Kollegin im Geheimdienst, ist pensioniert und widmet sich nun einem sozusagen geliehenen Enkel. Deswegen kann sie auch nicht mit nach China kommen, wohin James reist, um der Hochzeit seines Patenkindes, dem Sohn seines Freundes, beizuwohnen. Aber das ist nur die halbe Wahrheit, denn er ist auch nach China gerufen worden, um die Lebensmittelvergiftungen aufzuklären, die man für einen Angriff aus dem Ausland auf den chinesischen Staat hält. Davon soll Sheila aber nichts wissen. Erstens aus Geheimhaltungsgründen, zweitens weil Sheila sich keine Sorgen um ihren Freund machen soll, der ja eigentlich nicht mehr jung genug für einen solchen gefährlichen Job ist.

James hat Chinaerfahrung, spricht hervorragend Chinesisch und kennt sich mit der chinesischen Mentalität bestens aus. Er wird als Seniorexperte an der Universität eingeschleust – mit einem Fachgebiet, von dem er in Wirklichkeit gar nichts versteht. Aber James kann hervorragend bluffen

und testet sein neu und oberflächlich erworbenes Wissen mit dem dazu nötigen schwer verständlichen Vokabular gleich beim Taxifahrer aus, der sich prompt langweilt und ihm selbstverständlich alles abnimmt. Werden das die anderen Seniorexperten, die aus aller Welt kommen, auch tun?

Die kriminellen Handlungen sind verwickelt, der chinesische Geheimdienst ist auch undurchschaubar und nicht zimperlich, aber James ist mit allen Wassern gewaschen und zählt noch keineswegs zum alten Eisen. Als aber plötzlich Sheila bei ihm auftaucht und nun doch mit zu der Hochzeit will, ist er fassungslos und muss fortan noch mehr tricksen, denn Sheila darf nichts erfahren. Aber auch Sheila ist alles andere als naiv und ahnungslos...

Weit mehr noch als die spannende Handlung hat mich die gesamte Atmosphäre, das Insiderwissen über China (die Autorin ist Sinologin!) und überhaupt das ungewöhnliche Milieu in den Bann geschlagen. Das ist intelligent und interessant wiedergegeben und, ja, auch witzig. Eine Parodie zu James Bond & Co. konnte ich aber nicht so recht erkennen, obwohl das ja naheliegend ist. Aber wie soll man eine Parodie parodieren? Bei James Bond geht es – so viel weiß sogar ich – noch viel turbulenter und absurder zu, 007 verfügt über noch raffiniertere Wunderwaffen als 0070, der weitaus mehr mit Wasser kocht, also nicht ganz so entfernt von der Realität ist. Aber gerade das Subtile, dass sich gegenseitige Abtasten und Abgleichen der Mentalitäten, also der psychologische Aspekt, nicht nur im Vergleich der Nationalitäten, sondern auch zwischen James und Sheila, hatte seine eigene Spannung, und der feine Witz, die leichte Ironie machen ausgesprochenes Vergnügen. Ich behaupte mal, dass man merken kann, dass eine Frau diesen bemerkenswerten Krimi geschrieben hat, da sind Details, über die männliche Autoren eher großzügig hinweggegangen wären, die nicht unbedingt der Wahrheitsfindung dienen, aber der Atmosphäre. Eigentlich sind Agentenromane eine männliche Domäne, überhaupt eine ganz eigene Gattung und eher nicht mein Ding.

Aber man sollte niemals nie sagen. Ist das nicht auch ein James Bond Zitat? (Jutta Seehäfer)



Malcom Mackay: Der unvermeidliche Tod des Lewis Winter. a.d.
Englischen von Thomas Gunkel. Fischer 2014 · 365 Seiten · 9,99 ·
978-3-596-18939-7 ★★

Als Frank MacLeod mit über sechzig Jahren eine künstliche Hüfte braucht, fällt er für einige Wochen auf der Arbeit aus. Dumm für Peter Jamieson, der bringend jemanden braucht, der Frank ersetzt, gut für Calum MacLean, der dieser jemand ist. Für Frank Ersatz zu finden, ist gar nicht so einfach, denn seine Aufgabe ist es, in Jamiesons Auftrag zu töten. Jetzt übernimmt Calum dieses mörderische Metier und sein erster Auftrag lautet, Lewis Winter zu töten, einen Kleinkriminellen, der sich in Jamiesons Drogengeschäfte einmischte und zur Gefahr werden könnte.

Der unvermeidliche Tod des Lewis Winter gehört zu den Kriminalromanen, die als *crime novel* bekannt geworden sind: Im Zentrum der Handlung steht der Täter. Man kann seine Gedanken und



Handlungen vor, während und nach der Tat lesen, ist sich über seine Motive im Klaren und weiß damit von Anfang an, wer der Mörder ist, so dass eine klassische Frage des Krimis, die normalerweise am Ende der Handlung geklärt wird, hier bereits zu Anfang als Tatsache präsentiert wird.

Eine solche Perspektive ist nicht immer unproblematisch, so auch hier: Der Leser begleitet Calum Schritt für Schritt bei den Vorbereitungen für den Mord an Winter. Man erfährt, wie man sich unauffällig verhält, wie man an Informationen über sein Opfer gelangt, wie man sich kleidet, wo man eine Waffe besorgt und wie man sie nach der Tat wieder verschwinden lässt. Detailliert wird aufgelistet, welche Fehler man vor und nach einem Mord keineswegs begehen kann, durch welche Fahrlässigkeiten die meisten Täter am Ende überführt werden und wie man sich vor ihnen schützt, um unerkannt und unverdächtig zu bleiben. Auf diese Weise kann ein solcher Roman auch als eine Art „Anleitung“ für ein Verbrechen gelesen werden. Allerdings sind die meisten Informationen nichts, worauf man mit etwas gesundem Menschenverstand und zehn Minuten im Internet nicht von alleine käme – insofern muss man sich vom moralischen Standpunkt keinerlei Gedanken machen.

In der Mitte der Handlung tritt mit Michael Fisher der ermittelnde Polizist in dem Mord an Winter auf, doch obwohl er als engagierter Mann eingeführt wird, der seinem Beruf seit vielen Jahren mit voller Leidenschaft und großem Erfolg nachgeht, ist er ein unsympathischer Charakter, der sich ebenfalls von Vorurteilen lenken lässt, und unter der netten Fassade ein zynischer, schlechtgelaunter Kerl. Neben ihm treten andere Polizisten auf, die eigentlich alle korrupt sind, Verbrechern wie Jamieson berichten, welche Spuren die Polizei verfolgt und wann der Verdacht eventuell in ihre Richtung führt, an Tatorten Spuren beseitigen oder die Opfer unter Druck setzen und zweideutige Gefälligkeiten fordern, damit sie im Gegenzug bestimmte Details nicht in ihren Bericht aufnehmen.

Mitunter bekommt der Leser zu viele Informationen: Während die Figuren (und zwar nicht nur die Polizisten, sondern auch diverse Untergrundgrößen) über die Handlungen anderer rätseln, kennt der Leser durch die wechselnde Perspektive auf viele Fragen die Antwort und weiß auch von weiteren Plänen, die der Geschichte manchmal die Spannung nehmen, da auf diese Weise vieles nicht mehr überrascht.

Das Ende des Romans überrascht dennoch, denn hier bleibt vieles unbeantwortet. Manche Figuren verschwinden einfach aus der Berichterstattung, andere kommen zu keinen neuen Ergebnissen und tappen weiter im Dunkeln. Am Ende wird der zweite Band der so genannten „Glasgow-Trilogie“ angekündigt, eventuell werden dort einige der offenen Fragen geklärt.

Der Stil des Romans ist unglaublich nüchtern, es reihen sich häufig elliptische Sätze aneinander, so dass sich ein normaler Abschnitt, beispielsweise wenn Calum über die Konsequenzen seines „Berufs“, der viele in den Alkoholismus treibt, nachdenkt, so liest:

„Er trinkt nicht. Überhaupt nicht. Er kommt auch so klar. Daran ist nichts Geheimnisvolles. Ist keine große Kunst. Er wird einfach damit fertig.“

Dieser Stil passt gut zu Calums Persönlichkeit und fängt die Nüchternheit, mit der er das Töten als normalen Beruf empfindet und sein Leben nach einem Mord genauso weiterführt wie davor, gut ein. Allerdings wird er auch in Kapiteln benutzt, in denen Calum nicht die Reflektorfigur ist und stattdessen die Handlungen, Gedanken und Gefühle anderer Figuren präsentiert werden. Der knappe Schreibstil passt nicht in jeder Szene; mit der Zeit verliert er seinen Reiz, da alle Figuren

auf diese elliptische Art denken. Hier wäre es schöner gewesen, die Figuren durch eine individuelle Sprechweise zu kontrastieren.

Der Roman hebt sich durch die ungewöhnliche Perspektive und die Fokussierung auf die Verbrecher von anderen Krimis ab, am Ende bleibt jedoch vieles ungeklärt, und es ist nur bedingt befriedigend. (Ruth van Nahl)



Donna Leon: Das goldene Ei. Diogenes 2014 · 313 Seiten · 22,90 ·
978-3-257-06891-7 ★★★★★

Der zweiundzwanzigster Fall von Commissario Brunetti. Ein untypischer Fall, ein ungewöhnliches Buch und zweifellos das beste, das Donna Leon in der Reihe der Brunetti-Krimis geschrieben hat. Ein Roman, der von der Reife und einer gewissen Milde des Alters einer Autorin zeugt, die die Schärfe dennoch nicht verloren hat, mit der sie auch in diesem Band ihre Anklage vorbringt.

Der zweiundzwanzigste Fall, sagte ich oben, und so steht es auch auf dem Buch als der gewohnte Untertitel. Aber was für ein Fall? Brunetti ermittelt nicht auf Geheiß von Vize-Questore Patta, sondern auf Bitten seiner Frau Paola. Paola ist nachdenklich, neugierig und möchte wissen, was mit dem jungen taubstummen Mann passiert ist, der immer in der Reinigung im Hintergrund gearbeitet hat und der auf einmal tot ist. Ein Todesfall also, aber kein Mord, eher – so drängt sich schnell der Verdacht auf –, ein zufälliger Suizid durch unglückliche Verhältnisse, ein Unglücksfall also, eine Vergiftung mit bunten Tabletten, gelutscht wie süße Bonbons. Aber was steckt dahinter? Und was war das eigentlich für ein junger Mann, der da immer im Hintergrund werkelte oder einfach nur da saß? War er einfach „nur“ stumm, war er geistig behindert, wie hat er verstanden, was er tun sollte, wenn die Damen der Reinigung ihm kleine Aufträge gaben?

Es ranken sich weitere kleinere Ereignisse um dieses unspektakuläre Geschehen. Die Mutter des Toten, die so gefühllos auf den Tod des Sohnes reagiert, wird angegriffen und liegt im Krankenhaus – ein Unfall, sagt sie. Was verschweigt sie? Hängt es mit dem Tod ihres Sohnes zusammen? Patta bittet Brunetti in einer anderen Angelegenheit diskret zu ermitteln, damit die vorgebrachten Bestechungsvorwürfe nicht dem Bürgermeister und dessen Familie schaden.

Das Geschehen entwickelt sich nur langsam, weil es kaum etwas zu entwickeln gibt, und doch ist das Buch ausgesprochen spannend. Das Schweigen der Leute, Nachbarn, Freunde, Familie, ist kaum zu brechen, und dann bekommt das Wort „Schweigen“ noch eine ganz andere Komponente im Geschehen...

Es ist oft so, dass der oder die Täter in Donna Leons Romanen am Ende der gerechten Strafe entgehen. Auch hier bleibt das eigentliche Verbrechen, so grausig es ist, ungesühnt, weil es nicht im Gesetz verankert ist und weil Brunetti die nötigen Beweise nicht vorlegen kann. Dennoch wird es eine Art Strafe geben, auch wenn sie anders ausfällt, als man erwartet.



Der Blick auf die Gesellschaft, die politisch-sozialen Verhältnisse des Landes und speziell der Stadt Venedig war bereits im ersten der Brunetti-Romane enthalten, und bis hin zu diesem Band hat sich das, was in den früheren Romanen eher den Hintergrund spannenden Geschehens bildete oder nur am Rande thematisiert wurde, konstant entfaltet zu einem großartigen Bild des italienischen Staates, des modernen Venedig, diesmal in einer erzählerischen und menschlichen Reife, die das Buch zu einem kleinen Meisterwerk werden lässt. Es ist ein ruhigerer Roman als diejenigen, die man gelesen hat, und er geht auch viel tiefer, ist philosophischer, setzt sich weniger mit aktuellen politischen Verhältnissen auseinander als vielmehr mit Menschlichkeit und Moral und menschlichem Miteinander, den grundlegenden Bedürfnissen des Menschen an sich.

Wenn das die neuen Töne sind, die Donna Leon anschlägt, darf man auf den kommenden Roman mehr als gespannt sein!

Wir verweisen auf unseren großen Artikel zu den ersten 20 Brunetti-Romanen: [👉 Donna Leon zum 70. Geburtstag.](#) (æstrid vøn nøhl)